Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 1

Artikel: Beiträge zur neuern schweiz. Literaturgeschichte : IV. Walter Siegfried
Autor: Schmid, F.O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751289

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chalet, auf dem Balkon schaut man tief unten das ruhende Tal. Majestätisch ragen die Alpen. Kein Mensch stört unser Beisammensein. Ringsum herrscht verschwiegene Ruhe. Von ferne nur hört man das Rauschen des Flusses. . . .

Beiträge zur neuern schweiz. Literaturgeschichte

IV. Walter Siegfried

Tino Moralt. Das Erstlingswerk des damals Zweiunddreißigjährigen. „Kampf und Ende eines Künstlers" lautet der Untertitel. Vom Handel weg ist Tino Moralt in die Kunst hineingekommen. Nicht wie ein Götterliebling, dem das Leben wie spielend die Tore öffnet zum Reich der Kunst und die Wege weist, an deren Enden Blumen von kaum geahntem Dufte und nie gesehener Schönheit still und rein in die sonnenklare Luft hinaufblühen und reich beladene Bäume früchteschwer ihre Zweige zur Erde neigen. Jahre bitterster Entsagung haben mit dunkeln Schwingen seine Seele beschattet, Jahre, die der mit jeder Faser nach dem Idealen drängende junge Mann dem unerbittlichen Willen seines strengen Vaters in den Schreibstuben der Banquiers zum Opfer bringen mußte. Aber endlich ist er frei, frei in jeder Beziehung. Und wie ein Müder, halb Verdurstender am Rande der Wüste den sich in der Sonne spiegelnden Quell auszuschlürfen versucht, so taucht er nun hinunter bis zum Grunde in die klare Flut, die so lange seine Sehnsucht umrauschte. Für Malerei, Literatur und Musik fast gleichmäßig begabt, entscheidet er sich für das erste. In jahrelanger, unermüdlicher Arbeit bringt er seine Begabung zur Entwicklung, pflegt und hegt er den Grund, aus dem der Baum emporwachsen soll, dessen weitausschattende Äste das machtsichere Gefühl seines Könnens tragen und in dessen Krone die Schönheit der Welt in vollendeter Harmonie aufglühen soll. Ein tiefer Ernst, eine erschauernde Ehrfurcht vor der Heiligkeit

der Kunst lebt in ihm. Zu jenen schnöden Krämern und Wechsler im Vorhofe des Tempels, die die hehre Göttin zur Metze erniedern, will er nicht gehören. Auch nicht zu den Allzuvielen, der Halben und Mittelmäßigen, die glauben, mit billigen Reimlein oder Bildlein der Ewigkeit Sitz und Stimme abzulügen. Das Höchste will er erringen, das Größte ist ihm gerade gut genug. So wie er den glühenden Traum seiner Seele sieht, so will er ihm Ausdruck verleihen in jeder schönheitgeborenen Linie, in jeder auch noch so im Schatten ruhenden Falte seines tausendfältigen Wesens. Er wird sich nicht mit einer Kronprinzengeste begnügen, wo nur eine Königsgebärde das restlos auszudrücken vermag, was ihm zum innersten Erlebnis geworden ist.

Endlich ist er so weit, daß er an die Lösung einer großen Aufgabe gehen kann: Er will die Sehnsucht malen. Die Sehnsucht, die unbeschreiblich zart und fein über der duftverschleierten Ferne liegt, und die Sehnsucht, die in uns selbst hinuntersteigt und in unaufhörlichem Wechsel von Licht und Schatten, von Glanz und Farbe tausend zitternde Bilder an den Tag holt; die Sehnsucht, die still da liegt wie ein schlafendes Kind, leise träumt und nun erwacht und so wunderlich groß emporwächst, unaufhaltsam schwillt und sich aufbäumt in glühendem Verlangen, alles überflutet, rast und schreit in tobendem Schmerz ob der eigenen Ohnmacht, um dann wieder still und weinend am Grabe irgend eines Glückes zu sitzen oder versonnen ins Licht zu starren; die verzehrende Sehnsucht der Liebenden und die wie ein dunkles Schicksal daherschreitende Sehnsucht des Schwermütigen; die unbestimmbare, vollgeschwellte Sehnsucht des Seligen und die im tiefsten Kerker in Ketten liegende Sehnsucht des Einsamen und Verlassenen, die vergebens ihre Hände ins Licht emporstreckt. Iphigenie und Parzival, Tristan und der Dänenprinz, Faust und Ellida Wangel. Alles dies sollte darin enthalten sein, und aus dem Bilde sollte es herausrauschen wie eine gewaltige Symphonie, ein Meer von Lichtern und Farben, ein Ozean von Tönen, süß und bitter, ernst und milde, die in der Sonne blinkenden Ufer des Lebens und die Gestade des Todes, alles in Einheit zusammengeflossen zu einem mächtigen Lied, so daß jedes erkennen mußte: Ja, das ist die Sehnsucht, das ist der Ausdruck dessen, was deine Seele tausendmal gefühlt und für dessen Gewalt und Tiefe deine Zunge nicht einen armselig stammelnden Laut fand, das ist die wunderbare Sprache des Unaussprechbaren, nie Gewußten, Unendlichen in deiner Brust, das ist die Sehnsucht.

Das wollte er malen in seiner ganzen Größe und Erhabenheit, und nicht eine Linie sollte daran gelogen sein, nicht ein Ton matt oder falsch. So wie er's in fiebernden Nächten sah, ein selig Verzückter und Schauernder, so sollte es auf der Leinwand wieder vor ihm erstehen zu strahlendem Leben.

Wer kennt den aufreibenden Kampf, den der Künstler immer wieder mit sich selbst durchzumachen hat, das qualvolle Ringen mit dem spröden Stoff um den Ausdruck seines Innenlebens? Wundervoll gefügt in traumhafter Schönheit, lebt in ihm das Gebilde seines innern Erlebnisses. Kein Strich, kein Zug fehlt mehr daran. Unvergleichlich aufgesetzt sind Lichter und Schatten, und in seinen luftigen Räumen blüht und lacht das reiche, funkelnde Leben in seiner ganzen Fülle und Tiefe. Aber kommen auf schweren Sohlen die Worte herangetrottet, um es zu fassen, versucht der zähe Fluß der Farbe es zu umschließen, so weicht es scheu davor zurück. Pfui, was für eine plumpe Gesellschaft, die auf Spinnweben tanzen will, was für täppische, klebrige Bewegungen, einen Duft einzufangen! Der Künstler schiebt die Wortreihen zurück und neue vor, mischt andere Farben, prüft, vergleicht, unermüdlich arbeitet sein Geist in qualvoller Anspannung. Jetzt ist das schleierzarte Gebilde verschwunden, wie ausgelöscht, jetzt ist es wieder da und lächelt und verneigt sich, und wie aus einer geheimnisvollen Tiefe zugerufen das erlösende Wort, der Ton, die Farbe. Rasch ehe es wieder verfliegt zu Papier, auf die Leinwand damit, rasch so lange der Geist der Inspiration über ihm ist. Unermüdlich arbeitet er, stunden- ja tagelang wie im Fieber, und kaum vermag er dem Flug der Gedanken zu folgen, die Fülle der Gesichte zu bewältigen. Gott, wie schön ist doch die Welt! Ein König bist du, ein Herrscher, jubelt es in ihm mit Worten, die von seinen Lippen taumeln wie silberne Läufer und die trunken sind vom Licht und Glanz der Stunde, dir ist gegeben das grenzenlose Glück des Schaffenden, die Kraft des Schaffenden, dem keine Höhe zu hoch und keine Ferne zu weit ist, als daß der Flug seiner Gedanken ihn nicht hinzutragen vermöchte . . . .

Kalt und nüchtern kriecht am andern Tag der Morgen aus der Dämmerung heraus. Der Künstler sieht, was er geschaffen hat. Ist das wirklich sein Werk, ist das der glühende Traum seiner Seele, das tiefste Erlebnis seines Geistes! Tot und leer starren ihn die Buchstaben an, matt und glanzlos grinsen die Farben ihm entgegen. Und in wildem Zorne zerreißt er das Papier, kratzt die Farben wieder aus und beginnt mit einem verzweifelten Aufstöhnen von

neuem. Er arbeitet und arbeitet und weiß, daß ihm die Zeit inzwischen durch die Finger rinnt, unaufhaltsam, unerbittlich. Stunden werden zu Tagen, Tage zu Monaten, Monate zu Jahren. Die Angst schnürt ihm die Kehle zusammen: Wird er sein Ziel erreichen? Werden ihm nicht vorher Krankheit oder gar der Tod in die Arme fallen, den Pinsel aus der Hand nehmen? . . . Und wenn die Dämmerung anfängt, ihre grauen Schleier zu spinnen, dann erhebt sich plötzlich etwas in einer Ecke des Zimmers, glotzt ihn mit grünlich schillernden Augen an, schwillt und schwillt empor ins Gigantische, Grauenvolle, und schlägt mit schwarzen Fittichen drohend über seinem Haupte zusammen. „Du bist ein Narr" raunt es ihm höhnisch zu, „nie wirst du vollbringen, was du dir vorgenommen. Du glaubst, du bist ein Auserwählter, ein Berufener! Lächerlich! Wie viele glaubten das auch und sind doch ihr Leben lang Stümper und Nichtse geblieben? Wessen Gedanken haben nicht hinaufgeschwindelt bis an des Himmels Wölbung und waren nichts als eitel Dunst und Rauch? Du bist nur der Wahn deiner selbst, der Schatten eines Traumes."

So raunt der Zweifel in ihm, und in furchtbarer Qual schreit der Gepeinigte auf. Immer gespenstischer wird der Tanz der Larven um ihn, immer wilder die Hetzjagd von Gedanken und bangen Empfindungen, aus denen heraus es schwillt wie das Gelächter der Hölle, wie das Grauen der Hölle, drohend sich ballt und mit verzerrten Gesichtern ihm auf den Leib rückt, ihn umfängt und ihn herunterzureißen droht in den Schlund, wo nur die Finsternisse herrschen und der Wahnsinn am Kreuzweg hockt und auf seine Opfer lauert. . . .

So wird Tino Moralt durch Monate hindurch hin und her geworfen, zwischen Furcht und Hoffen, Zweifel und Glauben, glühendem Schaffensdrang und gänzlicher Mutlosigkeit. Äußere Störungen kommen hinzu. Das Modell, das er zu der Figur seines Bildes braucht wird krank und stirbt, gerade als er vor der letzten Ausarbeitung der Figur steht. Und er muß zu seinem grenzenlosen Schmerze erkennen, daß er ohne dieses Modell niemals jene höchste Vollendung seines Werkes erreichen wird, die er sich zum Ziel setzte.

Endlich ist das Werk doch fertig. Tino Moralts Freunde, selbst ernsthafte und bedeutende Künstler, sind ergriffen und gepackt von der Größe dieses Bildes, von dem machtvoll bezwingenden Gehalt dieses Kunstwerkes.

Rolmers fand zuerst ein Wort.

„Fertig?“ fragte er kurz und halblaut, indem er auf den Sitz zutrat und seine Hand auf Moralts Hand legte. Ein stummes Nicken war die Antwort, und eine Bewegung, welche die Freunde vor das Bild wies. Da setzte sich der Norweger, ohne weiteres zu fragen vor die Staffelei, während Äbi und Holleitner jetzt erst weiter vorzutreten wagten und nun beide wie aus einem Munde in einen Ruf der Überraschung, des Erstaunens ausbrachen, — in Laute, so unwillkürlich und überzeugend einem plötzlichen, gewaltigen Eindruck entsprungen, daß Moralt kurz seinen Kopf emporrichtete, als traute er seinen Ohren nicht. Aber dann wendete er sich heftig ab.

Mit Befremdung bemerkten es die zwei. Äbi lehnte sich, ohne weiter eine Äußerung zu tun, an die Wand, Holleitner hatte sich auf die Ecke des Tisches gesetzt.

Da stand er ja verwirklicht vor ihnen, jener glühend verteidigte Künstlertraum, um dessen Berechtigung, um dessen Möglichkeit, um dessen Wert an jenem Oktoberabend in diesem Raum so viel gestritten worden war. Da stand er, er war möglich gewesen; wer gezweifelt hatte, mußte jetzt glauben.

Eine große, imposante Leinwand, ziemlich viel länger als hoch: — In einer Abendlandschaft von hinreißender Gewalt der Stimmung links im Vordergrund auf dem Steinsitz die lebensgroße Jünglingsfigur, die sich mit dem düsterroten Gewand und den teilweise entblößten Gliedern auf dem dunkeln Grund eines Gebüsches abzeichnete, während das schwarzlockige, bleiche Haupt vorgestreckt in der freien Luft stand. Weithin über die düster farbensatte Pracht der Landschaft schien der glutvoll suchende Blick zu gehen, weithin nach der leuchtenden, unerreichbaren Ferne. —

Aber Moralt kann sich doch nicht beruhigen; für ihn hat das Werk einen Sprung. Es ist nicht das Letzte, das er erreichen wollte, nicht jene höchste künstlerische Vollendung, die er erträumte. Seine Kraft hat nicht ausgereicht, um das zu hoch gesteckte Ziel zu erreichen. Vor den letzten Grenzpfählen ist er müd und kraftlos hingesunken. Ihm ist, als hinge die Fahne, der er Treue zugeschworen, mutlos am Schafte herab und sehe ihn vorwurfsvoll an, als mischten sich schrille Dissonanzen in den so vollen und klaren Ton, der einstmals von den reinen Tempelhöhen wahrer Kunst zu ihm herüberhallte. Er hat den Glauben an sich verloren, und als ihm sein Freund Äbi den Ausspruch Tolstois zitiert: „Es gibt in der Kunst wie in jedem Kampfe Helden, welche sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zugrunde gehen, ohne das erträumte Ziel zu erreichen“, da reicht er ihm in schmerzlicher Erkenntnis die Hand.

Tino Moralt hat nach diesem Mißerfolg nicht mehr den Mut, die Malerei weiter als seinen Lebensberuf zu betrachten, und er wendet sich der Schriftstellerei zu, weil er glaubt, hier eher den Ausdruck für sein Innenleben zu finden. Aber die dunklen Schwingen, die seine Jünglingszeit überschatteten, haben

nichts von ihrem Grau verloren, dunkler gefärbt hat sie nur noch der Mißerfolg in der Malerei, stärker und stärker rauschen sie hervor aus dem Grunde seines Wesens. Der Zweifel, die zu große Selbstkritik, dieser nagende Wurm an der Seele des Schaffenden, sind nicht mehr aus diesem Leben fortzubannen. Wie eine Fakel, die sich selbst verbrennt, so sehen wir Moralts Geist sich verzehren in endlosen Anläufen nach dem Höchsten, in einem Sichniegenügen in der Kunst, deren Letztem seine Kraft doch nicht völlig gewachsen ist.

Da tritt ein Weib in sein Leben. Irene von Hauser, die Tochter einer Freundin seiner verstorbenen Mutter. Sie ist für ihn die Inkarnation all des Schönen und Idealen, das von früher Jugend auf seine Träume vom Weib reich und schwer belastet hat mit Hoffnungen und Wünschen. Es sind die Träume und die nie versiegende Sehnsucht des höher entwickelten Menschen nach einem Wesen, das, wenn er einmal das Glück hat, ihm zu begegnen, zum Schicksal seines Lebens wird, das Weib, von dem er glaubt, daß es sein tiefstes rätselhaftes Wesen verstehen wird, all das Dunkle und Verworrene, das Sehnsüchtige und Schwermütige in ihm. Hat er ihm nicht Altäre und Tempel gebaut, wie er jung war und davor anbetend gekniet? Und wenn auch Zeit und wachsende Erkenntnis sie größtenteils wieder zerstörten, nichts hat diesem Ideal doch den Glanz zu rauben vermocht, der einstmals von seiner reinen Stirne in des Hoffenden Seele strahlte.

Aber Irenens Herz ist schon vergeben. „Der Himmel ist über uns allen, und es sind Seelen, die müssen selig werden und andere, die müssen nicht selig werden.“ Tino Moralt ist einer von denen, die nicht selig werden dürfen. Und wenn Lenau sagte: „Undank tut wohl und jedes Leid der Erde. Ja, mein Freund, in Särgen, Leich an Leiche, sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde“, so liegt in diesen Zeilen das ganze ungeheure Weh, das Moralt Wochen und Monate lang durchraste und sein Wesen immer mehr verfinsterte. Die Menschen sind ihm widerwärtig geworden, und selbst seine nächsten Freunde verstehen ihn nicht mehr. So flüchtet er in die Einsamkeit. In einem verlorenen Bergdorf will er den Winter verbringen; im Frieden der Berge hofft er sich selbst und damit die Ruhe für sein Schaffen wieder zu finden. Aber er täuscht sich. Selbst die stille Größe und Erhabenheit der Natur vermögen den Riß in seinem Wesen nicht mehr zu überbrücken. Immer kürzer werden die Anläufe, die er nimmt, immer

quälender die Zweifel. Und schon schleicht sich mit häßlich verzerrtem Gesicht hinter ihm eine Gestalt heran, die nun, wie sein Schatten, sein steter Begleiter wird. Und er spürt ihren giftigen Anhauch im Nacken, hört ihr höhnisches Kichern, fühlt, wie sich ihre Krallen langsam in sein Gehirn bohren. Verrückt! In namenloser Angst schreit er auf, wenn über die klaffenden Abgründe seiner Gedankenwelt hie und da noch ein lichter Strahl huscht. Aber es ist schon zu spät. Unrettbar ist er seinem dunkeln Schicksal verfallen, und Schritt für Schritt drängt es ihn dahin, wo, wie ein schauerndes Geheimnis, das Grab seine finstern Kiefern öffnet.

Zwischen den Scherben fand am Morgen der Martl seinen bleichen Herrn tot. Ins Dach hatte der Sturm ein Loch gerissen, und die Steine des umgestürzten Kamins lagen zerstreut um das Haus.

„Es hat ihn umgebracht!“ jammerte die alte Nandl in ihrer Einfalt und bekreuzte sich, — „betet für seine arme Seel'!“ Und die Leute im Dorf sprachen es ihr nach: „Betet für seine arme Seel'!“

— —

— Der große Rolmers aber, da er in Paris die Kunde von des Freundes Ende las, nickte im ersten Entsetzen nur stumm vor sich hin. Dann quollen zwei heiße Tränen in seinen Augen empor, daß er Holleitners Schrift nicht mehr sah und sich zurücklehnen mußte in seinen Stuhl.

„Erfüllt, erfüllt das dunkle Los!“ — — — — — — — — — — — —

Sein Freundesherz litt eine Stunde wilden Grams. Sein Blick ging rückwärts über ein reiches, ihm teures Leben, das unter seinen Augen düsterer und düsterer geworden und nun in Nacht und Tod geendet. Und seine Seele wollte bitter werden. —

Da tönte ihm die Stimme Äbis wieder, wie sie einst vor dem Bilde der Sehnsucht zu dem Dahingegangenen das Wort gesprochen: „Es gibt in der Kunst wie in jedem Kampfe Helden, welche sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zugrunde gehen, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen.“

— —

Er richtete sich langsam auf; — — sein inneres Auge schaute mit geklärtem Blick empor. Des Freundes dunkles Bild stand dort — in höherem Licht: ein Held!

„Kampf und Ende eines Künstlers“. Lest dieses Buch! Es ist vielfältig wie das Leben und ernst wie das Schicksal, schwer von der Last seines Inhaltes und reich wie der Herbst an Fülle und Reife seiner Bilder, Gedanken und Gefühle. Wie in einem Spiegel fließen hier die einzelnen Strahlen zusammen, die tausendfach das Dasein des Schaffenden bestimmen, sein geheimnisvolles Schicksal sind und sein Los. Die unendliche Seligkeit der Konzeption und die unendliche Qual der Ausführung, die Einheit seines Wesens und die Zerrissen-

heit seines Wesens, die Fülle der Welt und die unsägliche Einsamkeit der Welt, die tausend ungedachten Möglichkeiten eines Augenblicks und die fürchterliche Inhaltlosigkeit von Jahrzehnten, die Stunden, die strahlend wie Gold und Purpur auf leuchtenden Bahnen emporziehen zum Licht, und die Stunden, die mit gebrochenen Schwingen in dumpfem Sinnen hintaumeln am Abgrund von Wahnsinn und Tod. Dies alles ist in diesem Buche, dies alles und noch viel mehr; es reißt uns die Pforten auf zu jenen Gärten, wo seltsame Wege durch blühendes und totes Gelände führen, gerade die einen hinweisend zu prachtvollen Balkonen und Höhen, wo die Überfülle des Lichtes sich an Tausenden von Blumen und Kelchen bricht, unheimlich verschlungen die andern und im tiefen Dunkel wildverwachsener Bäume sich verlierend, ohne daß jemand zu erkennen vermöchte, wo sie enden. Und auf diesen Wegen ziehen sie dahin, Botticelli und Fra Angelico und der göttliche Tizian und Rembrandt und Albrecht Dürer, wie er liebevoll einen Grashalm betrachtet und der gewaltige Buonarotti, Arm in Arm mit dem Schöpfer der süßesten aller Madonnen. Und Shakespeare sehen wir leuchtenden Auges über die Gestalten hinsehen, denen kein anderer Leben einzuhauchen verstand wie er, und mit hoheitsvoller Stirne neben ihm Goethes überragendes Genie. Aber auch Heinrich von Kleist sehen wir, abseits, in dem Augenblicke, da er sich erschoß, und der arme Hölderlin und, die wirren Haare tief in die bleiche Stirne hineingestrichen, mit unheimlich glänzenden Augen der Dichter des „Zarathustra" im Vereine mit Maupassant und dem Schöpfer des „Jürg Jenatsch".

Das alles ist in diesem Buche in großartiger Einheit gesammelt, ein Buch, das für mich gleich nach dem Wilhelm Meister und dem grünen Heinrich kommt und demgegenüber ich es als Kleinlichkeit betrachtn würde, wollte ich an Einzelheiten herumnörgeln. Nehmt die „gesammelten" Werke eines unserer Modeschriftsteller und noch ein Dutzend dazu, und sie werden noch zu leicht befunden werden gegenüber diesem glänzenden Roman einer Künstlerlaufbahn.

Fermont heißt der nächste Roman Siegfrieds. Wieder führt er uns darin das Leben einer groß angelegten Natur vor Augen. Der Vater ein Künstler, die Mutter ein italienisches Modell von großer Schönheit, so wird Fermont in leichter Ehe gezeugt und bald als Liebling verhätschelt und verwöhnt, bald wieder als lästiger Ballast angesehen, dessen Erziehung Tanten, Verwandten und sogar Fremden überlassen wird. So formen schon von frühe auf alle guten

und bösen Mächte am weichen Stoffe seiner Seele herum, wird durch zu große Güte auf der einen und zu große Verständnislosigkeit auf der andern Seite die Saat gelegt, aus der wie schädliches Unkraut zwischen reich und schwer in der Frucht stehendem Weizen die Verhängnisse emporwachsen, die wie finster drohende Wolken seinen Lebensweg überdunkeln. Heilige Glut und rauchendes Feuer, selige Sehnsucht und wilde Sinnlichkeit, inniges Sichhingeben an eine schöne Jugendfreundschaft und verbissener Trotz wunderlich gemischt, so wird Fermont früh in die Welt hinausgestoßen. Und nun ist es, als ob das Schicksal nur irgendwo auf ihn gelauert hätte, um an einem einzigen zu zeigen, wie weit seines Armes Kraft und seines Schwertes Schärfe reicht, um an diesem einen wieder einmal ein warnendes Beispiel hinzustellen für die, die zu hell in den Tag hineinjauchzen, zu unbekümmert ihrer Stimme Schall in die geheimnisvollen und unergründlichen Fernen der Zukunft hineinsenden. Jahre hindurch schlägt es Hieb auf Hieb auf den Unglücklichen ein und ruht nicht eher, bis es das letzte Ideal von seinen Altären gerissen, den letzten Funken seiner heiligen Glut im Staube des Lebens zertreten und er, von dem Leben unter den Menschen aufs tiefste angeekelt mit zerrissenem Herzen und verbitterter Seele sich in die Einsamkeit der Berge zurückzieht, wo ihm nach langen innern und äußern Kämpfen einige schlichte, aber hochherzige Menschen den Glauben an sich selbst und die Menschheit wieder geben.

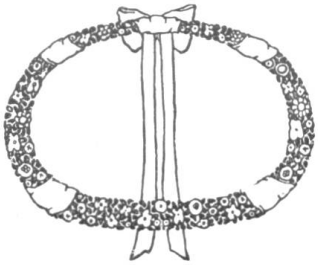
Per aspera ad astra! Das ist der Grundgedanke dieses Romans, der, so bedeutend er in Einzelheiten wiederum ist, als Ganzes doch nicht voll zu befriedigen vermag. Skizzenhaft aneinandergefügt finden wir da allerlei Tagebuchblätter und sonstige Aufzeichnungen mit flüchtigen Kommentaren dazwischen, Eindrücke, Stimmungen, philosophische Betrachtungen, Gespräche und Erlebnisse mit den Menschen, die bald flüchtiger, bald tiefer die Einsamkeit Fermonts kreuzen. Eine klare ruhige Entwicklung der Geschehnisse und Charaktere fehlt; das Buch weist viel Sprunghaftes auf, viel Unharmonisches und Unausgeglichenes. Daneben aber muß hervorgehoben werden, daß, was Ernst und Tiefe der Auffassung, Größe der Naturschilderung und psychologisches Erfassen der Charaktere anbelangt, es trotz seiner Fehler noch turmhoch über dem größten Teil der Romanliteratur unserer Tage steht.

Konnte man schon von „Fermont“ nicht gerade behaupten, daß er ein Fortschritt im Schaffen Siegfrieds bedeute, so ist dies leider noch viel weniger

der Fall in seinen drei nächsten Büchern „Um der Heimat willen", „Grittli, Ein Wohltäter" und „Die Fremde". Alle diese Novellen spielen auf schweizerischem Boden, und ich verkenne darin keineswegs, daß es Siegfried vorzüglich gelungen ist, Milieu und Grundstimmung festzuhalten. Daneben haben aber namentlich „Die Fremde" und „Um der Heimat willen" einen bedenklich romanhaften Einschlag, bei dem auch verschiedene Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen. Ferner macht sich eine gewisse ermüdende Breite fühlbar, die namentlich auch im Abspringen von der Hauptsache in umständlichen Schilderungen von Nebenpersonen ihren Ausdruck findet; statt durch straffe Führung der Handlung selbst Charaktere und Situationen zu entwickeln, geschieht dies sehr oft durch lange Reden; statt unmittelbarer Darstellung des Lebens selbst, viele, in graue Langweiligkeit getauchte Worte über das Leben.

So muß man sich bis auf weiteres bei Walter Siegfried an „Fermont" und vor allem an „Tino Moralt" halten, Werke, die ja an und für sich stark genug sind, den Dichter in die allererste Reihe der Romanschriftsteller aller Zeiten zu stellen.

F. O. Schmid.



Zur internationalen Kunstausstellung in Interlaken

15. Juli bis 15. September

Von Dr. **Hans Bloesch**

Man darf es als eine überaus glückliche Idee betrachten, in Interlaken eine alljährlich wiederkehrende Ausstellung zu veranstalten, den Künstlern Gelegenheit zu bieten, hier während des Sommers in einem der belebtesten und besuchtesten Fremdenzentren ihre Kunstwerke auf den Markt zu bringen. Auf den Markt — man mag bei dieser ebenso gewöhnlichen wie ungewöhnlichen Ausdrucksweise stutzig werden, ich möchte sie